

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

[urn:nbn:de:bsz:31-342766](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-342766)

Bermischte Erzählungen und Aufsätze.

Graf Cornifz von Ulfeld, Reichshofmeister
in Dänemark.

Biographische Skizze eines großen Verbrechers.

(Mit einer Abbildung.)

Christian IV, König von Dänemark hatte, während seiner Zwifsigkeiten mit dem deutschen Reiche, die Festung Hammeln an der Weser besetzt. Als er dort eines Tages selbst die Kunde auf dem Walle machte, wurde sein Pferd durch das zufällige Losgehen eines Gewehres scheu, bäumte sich und stürzte mit seinem Reiter von der Brustwehr herunter in den Wallgraben, wo es auf der Stelle todt liegen blieb. Der König selbst, ohne jedoch gefährlich verletzt zu seyn, war jedoch vom Falle so beäubt, daß er erst nach zwei Stunden das Bewußtseyn wieder erhielt.

Im Gefolge des Königs befand sich unter andern sein Edelknecht Cornifz Ulfeld, der, während die übrigen Zeugen dieses Unlücks, vom Schrecken wie gelähmt, unbeweglich da standen, allein die Besinnung nicht verlor; er wagte den kühnen Sprung von der bedeutenden Höhe hinab, um seinem Herrn Hülfe zu leisten, zog ihn unter dem todtten Pferde hervor, und wich nicht mehr von seinem Bette, so lange seine Ohnmacht dauerte. Dieß blieb dem Könige nicht verschwiegen, welcher von nun an diesen jungen Menschen einer besondern Aufmerksamkeit würdigte, und da er an Ulfeld einen Jüngling von seinem Verstande und großer Lebensgeschicklichkeit, verbunden mit einer ausgezeichnet schönen Gestalt fand, so schenkte er ihm nach und nach seine Liebe und sein Vertrauen, vermeinend, daß derjenige, der sich nicht gescheut hatte für ihn sein Leben zu wagen, ihm auch fortan ein treuer Freund bleiben werde bis in den Tod.

Ulfeld wurde mit Gnadenbezeugungen überhäuft, stieg rasch von einer Ehrenstelle zur andern, und ward endlich sogar auf den höchsten Posten gestellt und zum Reichshofmeister von Dänemark ernannt. Ja, der König, der seiner Gnade kein Ziel setzen mochte, vermählte ihm sogar, zum Zeugniß seiner wahrhaft väterlichen Liebe, seine Tochter Eleonora, welche er nach Ableben seiner Gemahlin Anna Katharina von Brandenburg, mit einer adeligen Dame, Namens Christina von Werben, erzeugt hatte.

In den Strahlen einer so milden Glückssonne hätte wohl die Saat des Guten im Ulfelds Herzen aufkeimen sollen: im Gegentheil wucherte dadurch das Unkraut eines gränzenlosen Ehrgeizes und einer niedrigen Habsucht in ihm auf. Er wußte den König unumschränkt zu beherrschen, setzte dem Willen desselben oft den beharrlichsten Eigensinn entgegen, und drohte ihm sogar, wenn er Widerstand fand, seine Dienste auf der Stelle zu verlassen, wodurch er denn gewöhnlich seinen Zweck erreichte, weil der nun einmal an ihn gewöhnte König lieber nachgeben als ihn entbehren wollte. Alle Reichsräthe mußten ihm unbedingt gehorchen, wenn sie sich nicht seinem Haß und seiner Rache aussetzen wollten.

Endlich starb der König, der Erbprinz war schon früher gestorben, also war die Thronfolge in Dänemark zweifelhaft. In dieser Zeit übte Ulfeld den ungemeinsten Gewalt. Er verminderte nicht allein den innern Gehalt der Münzen, und machte an der Kriegesflotte bedeutende Abzüge, sondern ließ auch ohne Scheu alle diese Ersparnisse nur in seine Kasse fließen. Selbst das Andenken seines Herrn und Wohlthäters, des verewigten Königs, war ihm so wenig heilig, daß auf seinen ausdrücklichen Befehl der Leichnam einer Frauensperson, auf welche der König nach dem Tode Christinens von Werben seine Neigung geworfen, weshalb sie dem Reichshofmeister verhaßt war, nicht nur nicht standesmäßig begraben, sondern sogar in einem elenden Sarge auf einem Karren zur Stadt hinausgeführt, und auf dem Armen-Kirchhof eingescharrt wurde.

Seine Gemahlin Eleonora war ganz seines Sinnes. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß sie, obgleich eine Königstochter, doch die Rechte einer Prinzessin nicht genießen durfte, und trieb ihren Gemahl immer zu neuen Anmaßungen. Ulfelds Absicht, die erledigte Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen, war nicht mehr zu verkennen. Die Reichsräthe aber waren einer andern Meinung, und ihre Wahl fiel auf den Priazen Friedrich, damaligen Erzbischof von Bremen, der denn auch, trotz Ulfelds hartnäckigem Widerstande, im J. 1648 zu Kopenhagen gekrönt wurde. Doch auch dieß konnte Ulfelds stolzen Plänen noch keine Gränzen setzen. Unter der Larve der Demuth, wohnte er zwar seltener den Versammlungen der Reichsräthe bei,

erschien nicht oft mehr bei Hofe, versah ruhig sein Amt, und lebte still und eingezogen; aber im Geheim brütete er mit seiner Gemahlin den Plan aus, nach des Königs Leben die Hand auszustrecken, um so neue Aussichten zu seinen Thronbesteigung zu eröffnen.

Doch die Liebe, so lange schon vom Ehrgeiz aus seinem Herzen verdrängt, rächte sich endlich an ihrem Verläugner, und untergrub zuerst die stolze Höhe, auf welche er sich ohne sie geschwungen hatte.

Dina, ein Mädchen von deutschen Eltern, in Kopenhagen geboren, war Ulfelds erste Jugendliebe. Unter den vielen Anbetern, die ihre ungemeine Schönheit herbeizog, zeichnete sich der nachmalige Oberst Georg Walther, ein Hofsteiner von Geburt, durch bescheidene Liebe und treue Ergebenheit besonders aus, denn er warb ernsthaft um das unbegüterte Mädchen, und bot ihr ehrenhaft seine Hand zur Ehe. Dina aber, die mit ihrem ganz von Ulfelds Bilde eingenommenen Herzen den leichtsinnigen Versprechungen dieses schönen Jünglings zu sehr traute, dem die Gunst des Königs und die heldenmüthige That, wodurch er sie erworben, doppelten Reiz verlieh, wies Walthers oft wiederholte eheliche Werbung hartnäckig zurück. Als aber der stolze Reichshofmeister ihr endlich doch den Rücken kehrte, um der Königstochter die Hand zu reichen, verließ sie mit ihren Eltern die Hauptstadt, und verbrag ihren Gram vor den Augen der Welt. Ulfeld, von seinem glänzenden Glück eingenommen, hatte die arme Dina bald vergessen.

Mehrere Jahre waren seitdem verstrichen; Dina's Eltern waren beide gestorben, und da die einzigen Verwandten des verwaisteten Mädchens in Kopenhagen wohnten, so war sie gezwungen, dorthin wieder zurückzukehren. Es geschah dieß gerade um die Zeit, wo mit dem Tode König Christians IV Ulfelds Alleinherrschaft den ersten Stoß erlitt.

Das ungewohnte Mißlingen seiner stolzen Pläne, der lauter werdende Haß des Volks und das sichtbare Mißtrauen des neuen Regenten, verstimmten ihn um so tiefer, als er im eigenen Busen den Trost eines reinen Bewußtseyns, und im eigenen Hause die Theilnahme einer liebenden Gattin entbehrte. Denn Eleonora stand ihm nur als Furie zur Seite, und trieb den Gemahl, mit der Geißel scharfer Vorwürfe, auf der gefährlichen Bahn vor sich her. Zwischen ihnen hatten keine jener warmen Herzergüsse statt, welche die Freuden verdoppeln und die Leiden versüßen: kalter Egoismus drückte sich

in ihren Blicken aus, unheißbringende und verwegene Pläne waren der einzige Gegenstand ihrer vertrauten Gespräche.

Ob nun Ulfeld von dieser kalten, einsamen Höhe bisweilen früher schon in das Thal seiner frühlichen Jugend zurückgeschaut, und sich nach Dina's verschmähter Liebe geseht, oder ob ihr unvermuthetes Wiedererscheinen erst alle die alten Erinnerungen aufs neue geweckt haben mochte; genug er hatte kaum ihre Anwesenheit in der Hauptstadt erfahren, als er im Geheim zu ihr eilte, und sie von seiner unverändert gebliebenen Liebe zu überzeugen suchte. Sein so lange schon von süßen Gefühlen entwöhntes Herz eröffnete sich von neuem den zärtlichsten Empfindungen, bei einem liebenden und geliebten Wesen. Er vertraute ihr seinen drückenden Kummer, malte ihr sein freudenloses Leben in einer ohne gegenseitige Liebe geschlossenen Verbindung, der er sich in seiner Lage nicht hatte entziehen können. Zum Ersatz für das verschmerzte häusliche Glück, verlangte er nur unschuldige Gegenliebe.

Die arme Dina, die sich zu sehr auf die Stärke ihrer Jugend verließ, verfiel den Einflüsterungen des verführerischen Mannes ein zu williges Gehör. Seine Besuche wurden immer häufiger, sein Betragen immer leidenschaftlicher, dringender; in einer unbewachten Stunde vergaß Dina ihre Vorsätze. Nun war der erste Schritt geschehen, und von da an entspann sich zwischen beiden ein geheimes nur allzuvertrautes Verhältniß.

Um auf seinen Gängen zu der Geliebten nicht belauscht zu werden, hatte Ulfeld ihr einen Schlüssel zu einer geheimen Pforte seines Palastes anvertraut, durch welche man unmittelbar nach seinen Zimmern gelangen konnte. Auf diesem Wege mußte Dina zu ihm eilen, wenn der Abend kam, denn hier waren sie am ungehörtesten, weil er sich unter dem Vorwand wichtiger Arbeiten oft in seine Gemächer zurückzuziehen und einzuschließen pflegte. Ulfelds Schlafkabinet war das letzte in einer Reihe von Zimmern, und hatte nur einen Ausgang; hier saßen sie eines Abends beisammen, als er plötzlich in den vordern Gemächern, welche er zu verschließen vergessen, die raschen Tritte seiner Gemahlin vernahm. Die Verlegenheit war groß, denn entfliehen konnte Dina nicht mehr, es kam also nur darauf an, sie schnell zu verbergen. Der einzige Ort war sein Bett. Dina warf sich ungesäumt hinein, ließ sich mit den Kissen fest zudecken, und die Vorhänge zuziehen.

Eleonora trat in das Zimmer und sah ihren

Gatten prüfend an. „Bist du allein?“ fragte sie, „mir war es, als hörte ich dich sprechen.“
„Ich habe wohl mit mir selbst geredet,“ entgegnete er verlegen.

„Mit dir selbst?“ fuhr sie fort; „du siehst wohl schon Geister? Das ist noch zu früh! — Ich bringe dir, wovon wir gestern gesprochen haben.“ Und hiermit reichte sie ihm ein Gläschen. Welfeld sah es prüfend an und erwiderte: „Ich fürchte nur, es ist zu stark, und wird unverkennbare Spuren zurücklassen.“

„Nein, sey unbesorgt,“ versicherte Eleonora: „Doktor Sperling hat es gar vorsichtig bereitet; der König wird still im Schlafe vergehen. Das schlimmste ist nur, daß er einen eigenen Becher hat, und sich niemals einen Rausch trinkt.“

Welfeld, wohl wissend, daß noch andere Dohren dieser Unterredung zuhörten, besprach mit seiner Gemahlin hierauf die Ausführung ihres Planes in französischer Sprache. Dann verschloß er das Glas. Kaum hatte Eleonora das Zimmer verlassen, als Dina ängstlich aus dem Bette sprang und sich vor Welfeld niederwarf. Sie hatte alles verstanden.

„Um Gottes Willen! was habt Ihr im Sinne?“ rief sie: „Ihr wollt den König vergiften!“

Welfeld gebot ihr zu schweigen, und versicherte, daß seine Gemahlin blos einen Scherz getrieben. Seine bebenden Lippen, sein verstörtes Gesicht aber strafte ihn Lügen, und es funkelte aus seinen Blicken ein fürchterer Ernst, als er ihr den Mund fest zu versiegeln drohte, wosfern sie gegen irgend jemanden dieser Unterredung erwähnen würde.

Tief im Innersten verletzt, schlich sich Dina aus dem Palaste. Nicht mehr der sorgenbelastete unglückliche Mann, dem sie alles willig geopfert, um ihm das freudenlose Leben mit ihrer Liebe auszuschnücken, sondern der Hochverräter stand vor ihr, aus dessen ehelichem Bunde mit Recht die Liebe schon entflohen war, weil er nur Verbrecher vereinte. Sie konnte die nächsten Abendstunden kaum erwarten, schlich sich durch die geheime Pforte wieder in den Palast, und sank nicht in Welfelds Arme, sondern zu seinen Füßen nieder, um ihn mit Bitten und Thränen zurückzuführen vom Abgrunde der Hölle. Aber alles vergebens. Er suchte sie erst durch seine siegende Beredsamkeit von dem Ungrunde ihrer Besorgnisse zu überzeugen, fuhr sie, da ihm dieß nicht gelang, mit harten Worten an, sich über ihren Verdacht beleidigt siellend, und befahl ihr endlich, da dieß alles sie nicht beruhigen wollte,

ihn auf der Stelle zu verlassen, und ihn nicht eher wieder zu sehen, bis er sie selbst aufsuchen werde.

Dina rang daheim mit stummer Verzweiflung. Alle Täuschung war verschwunden; verachten mußte sie nun den Mann, den sie so innig geliebt, dem sie ihre Ehre geopfert hatte. Ihr Gewissen erwachte, eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich ihrer, die ihr keine Ruhe ließ. Dina war katholisch. Um den Seelenfrieden wieder zu erlangen, faßte sie den Entschluß, sich im Beichtstuhle mit dem Himmel zu versöhnen. Der Mönch erschrock über die schrecklichen Bekenntnisse seines Beichtkündes. Nachdem er ihr die schwere Sünde ihres ehebrecherischen Umgangs mit Feuer dargestellt hatte, befahl er ihr im Namen des Himmels, auf dessen Verzeihung sie hoffe, den gegen das Leben des Königs gefaßten Anschlag unverkündet anzugehen, dessen Verschweigen sie gleichsam zur Mitschuldigen machen würde. Er stellte ihr vor, wie sie gleichsam vom Himmel bestimmt scheine, das große Verbrechen zu hintertreiben, und verschob die Lösprechung bis sie ihre Offenbarung werde gemacht haben.

Dennoch konnte sich Dina zu dem Berrathe nicht entschließen, und zögerte von Tag zu Tage; der Mönch aber kam wieder, mahnte sie auf's Neue wie die Stimme des Gewissens, und gebrauchte die ganze Gewalt der Religion über ein verirrtes, aber dennoch reinig frommes Gemüth. Da zweifelte sie endlich nicht länger, und wünschte auch bald den Mann zu finden, dem sie sich anvertrauen könne.

Eine frühe treue Liebe, wenn wir sie auch nicht erwidert, sondern verschmäht haben, bleibt uns dennoch unvergesslich, und ob wir sie schon als verloren betrachten, hätten wir sie doch nimmer für gänzlich erloschen, und vertrauen ihr gern im Unglück.

Jener Georg Walther, der früher um Dina's Hand geworben, stand jetzt als Oberster in Kopenhagen. Er hatte im Jahr 1645 Rendsburg gegen die Schweden behauptet, und ward deshalb vom König geadelt und mit einem reichlichen Gehalt versehen worden.

Zu ihm eilte sie hin, vertraute ihm, als wollte sie ihn für die Entbehrung ihrer Liebe hierdurch entschädigen, das ganze furchtbare Geheimniß, und legte die Rettung des Königs in seine Hand.

Der Oberst von Walther säumte keinen Augenblick, dem König selbst die Gefahr zu entdecken, worauf dieser das Mädchen sofort in Verhaft nehmen, sie im Geheime auf das Schloß füh-

ren,
halte
freim
ließ
Dokt
mifst
Wiese
verbo
nicht
bedeu
meist
eines
offen
vielm
der
U
D
Walt
Gefeh
seiner
fahr
müß
Gerü
dem
und
stehen
Nächt
Um
ihn e
Ober
gegen
Der
versp
nugt
das
last
In
krank
erhal
gewa
derge
Lau
auftr
sie, n
sage
darat
denn
Reich
ling
for der
Verfo
einen
Ankle
gebra

ren, und in Gegenwart des Kanzlers und Statthalters verhören ließ. Hier bekannte sie denn freimüthig alles was wir bereits wissen, unterließ auch nicht Uesfelds vertrauten Leibarzt, den Doktor Ditto Sperling als den eigentlichen Giftmischer zu nennen, und beschrieb den Ort in Uesfelds Kabinet genau, an welchem das Gift verborgen liege. Der König fand es aber doch nicht rathsam, auf das Geständniß dieses unbedeutenden Mädchens allein, seinen Reichshofmeister, Eidam des Königs, seines Vorfahrers, eines Hochraths zu beschuldigen, und ihn öffentlich zur Anzersetzung zu ziehen; er beschloß vielmehr möglichst auf seiner Huth zu seyn, und der Sache im Geheimen nachzuspüren zu lassen.

Uesfeld aber ahnete bald genug was ihm drohe. Dina's Verständniß mit dem Obersten von Walther und ihre Verhaftung waren ihm kein Geheimniß geblieben. Er sah das Schwert über seinem Haupte schweben, und glaubte der Gefahr einer raschen Schritt entgegen thun zu müssen. Deshalb wußte er unter dem Volke das Gerücht zu verbreiten, als stiehe man ihm nach dem Leben; er bezeugte sich äusserst furchtsam, und ließ sogar den König selbst um Schutz anflehen. Der König ließ ihn dessen durch zwei Räte versichern, und sich zugleich nach den Umständen des widerischen Vorhabens gegen ihn erkundigen, worauf denn Uesfeld endlich den Obersten von Walther und Dina als die beiden gegen sein Leben verschwornen Personen angab. Der König stellte sich als glaube er dieser Lüge, versprach dem Reichshofmeister eine strenge Vergeltung, und ließ, wie aus Besorgniß für das Leben desselben, die Wache in Uesfelds Palaß verdoppeln.

Inmittlest wurde Dina im Gefängniß sehr krank, und die Aerzte behaupteten, daß sie Gift erhalten haben müsse. Da man trotz aller angewandten Gegenmittel dennoch an ihrer Wiedergenesung zweifelte, so wurde der Hofprediger Laurentius Jacobson nebst einigen Räten beauftragt, sie nochmals zu verhören, vor welchen sie, nach ernstlicher Ermahnung, ihre erste Aussage in allem bestätigte, und das Abendmahl darauf zu nehmen sich erbot. Dieß veranlaßte denn endlich den König, Tags darauf den Reichshofmeister Uesfeld, den Doktor Ditto Sperling und den Obersten von Walther vor Gericht fordern zu lassen, welche beide Letztern auch in Person sich stellten, der erste aber nur durch einen Anwalt erschien. Da jedoch dieser alle Anklagepunkte, die gegen seinen Klienten vorgebracht wurden, schlechterdings abläugnete,

so konnte diesmal nichts entschieden werden. Da beräumte der König wenige Tage nachher einen Reichstag an, auf welchem 24 Reichsräthe unter seinem eigenen Vorsitz zu Gericht saßen, und Uesfeld in Person sich stellen sollte.

Der Reichshofmeister erschien denn auch wirklich in Begleitung seiner Gemahlin und seines Weichtvaters, des Magisters Simon Henning, Kaplans an der deutschen Kirche zu Kopenhagen, hörte mit scheinbarer Ruhe die Anklagepunkte gegen ihn an, und verlangte, nach den Rechten des Landes, seine Anklägerin vorher darüber sprechen zu dürfen, ehe man sie beide vor Gericht stellte. Es wurde ihm zugestanden, worauf er denn in ein Nebengewach abtrat. — Was er dort mit ihr gesprochen, ist unbekannt geblieben, jedoch leicht zu errathen; denn das arme den Gift-Tod schon im Herzen tragende Mädchen widerrief von Stund an ihre frühere Aussage in allen Punkten. Uesfeld triumphierte. Seine Anklage gegen den Obersten von Walther und gegen Dina, als hätten sie sich beide gegen sein Leben verschworen, gewann jetzt den Schein der vollen Wahrheit, und so wurde denn nicht allein Dina nun als Verbrecherin in das Gefängniß zurückgeführt, sondern auch der Oberst arreirt. Der Reichshofmeister aber, hjermit noch nicht zufrieden, und seiner Gewalt über Dina sich wohl bewußt, verlangte, daß man das unglückliche Gestöpf auf die Tortur werfen, und dort ihren Widerruf bestätigen lassen sollte. Es geschah, und, o unerklärbare Macht der Liebe! sie blieb unter allen Qualen bei ihrem Widerruf, entschuldigte den Angeklagten in allen Punkten, und beharrte in einem des andern Tags nochmals mit ihr angestellten freien Verhör, völlig bei dieser ihrer letzten Aussage.

Das Gericht sprach hierauf den Reichshofmeister, dessen Gemahlin und den Dr. Sperling frei, verurtheilte dagegen aber die arme Dina zum Tode, und verwies den Obersten von Walther des Landes.

Einen solchen Ausgang hatte das unglückliche Mädchen nicht erwartet; sie stürzte ohnmächtig nieder als man ihr das Todesurtheil vorlas, welches schon des andern Tags an ihr vollzogen werden sollte, und wurde bestimmungslos in ihren Kerker zurückgetragen. Uesfeld wußte es zu veranstalten, daß von Stund an niemand mehr, ausser ihrem Weichtvater, zu ihr gelassen wurde, bis der andere letzte Morgen anbrach, und man sie zur Richtstatt führte. Am 11ten Juli 1651 ward sie enthauptet, und jedermann vermeinte nun, daß die auf den Reichshofmeister

gehäuften Beschuldigungen mit der Unglücklichen begraben lägen. Desto auffallender war es jedoch, daß Ulesfeld drei Tage nach der Hinrichtung sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern bei Nachtzeit nach Helsingör begab, dort ein holländisches Schiff bestieg, und dort angekommen, die Nachricht seiner Flucht zu des Königs Ohren gelangte. Was ihn nach dem erwünschten Ausgange seines Processes so plötzlich von dannen getrieben, bleibt unerklärt, doch ist es wahrscheinlich, daß folgender Vorfall, und der Spruch eines strengern unparteiischen Richters, als menschliche sind, ihn dazu vermocht habe. Am Abend nach Dina's Hinrichtung nemlich, und zur Stunde, in welcher sie den Reichshofmeister zu besuchen pflegte, schlichen langsame Schritte den Gang, zu welchem man durch die uns bekannte geheime Pforte gelangte, nach Ulesfelds Zimmer hin.

Aus tiefen Gedanken aufgeschreckt, starrte dieser mit empor sich sträubenden Haaren nach der Thüre, die bald genug sich leise öffnete. Ein Mönch trat herein.

„Ich bin der Beichtvater der hingerichteten Dina, und lade Euch in ihrem Namen vor Gottes ewiges Gericht! Mir ist ihre Unschuld und Euer Verbrechen bekannt, doch ist es nicht meines Amtes, Euer weltlicher Ankläger zu werden. Dem Opfer Eurer Wodheit aber habe ich in der letzten schweren Stunde geschworen, diesen Ring, den sie einst von Euch erhalten, in ihr Blut zu tauchen, und ihn dann Euch zum Andenken an den Finger selbst zu stecken!“

Der Mönch schritt, nachdem er diese Worte ausgesprochen, auf Ulesfeld zu, den blutigen Ring wirklich aus seinem Busen ziehend. (Sieh die Vorstellung.) Zener aber, von Entsetzen durchschauert, floh in sein anstößendes Schlafgemach, indem er die Thüre hinter sich verschloß. Da trat der Mönch nahe hinzu, und sprach so laut, daß es Ulesfeld wohl verstehen mußte:

„Ich werde Euch wieder zu finden wissen. Unter dem Volke werde ich stehen, und Euch den blutigen Ring zeigen, wenn Ihr öffentlich erscheint; aus dem Gotteshause sollt Ihr vor mir entfliehen müssen, und bei Nacht will ich an Eure verschlossenen Thüren klopfen. Ich werde Euch allenthalben und so lange verfolgen, bis ich meinen Schwur erfüllt und Euch das blutige Kleinod an den Finger gesteckt habe.“

Ulesfeld ließ von Stund an die Wachen an seinem Palast verdoppeln, die geheime Pforte fest verriegeln, und getraute sich fortan nicht

mehr seine Schwelle zu überschreiten. Trotz aller dieser Maßregeln floh ihn der Schlaf; mitten in der tiefen Nachtsinn horchte er, ob der schreckliche Rächer nicht anklopfen werde. Er blieb nicht aus, und ließ die Worte ertönen: „Ulesfeld, Ulesfeld, Dina's Ring erwartet dich!“

Dieser Verfolgung zu entgehen, und Ruhe zu finden, entfloh er mit seinen Schätzen über Holland nach Schweden, wo er die Königin Christina um Schutz bat, und in dänischer Sprache eine Verteidigungsschrift herausgab, in welcher er den Zorn des Königs und den Mord seiner Nebenbuhler als die einzigen Ursachen seines freiwilligen Abzugs, so nannte er seine Flucht, anführte. Auf diese Weise scheinbar vor der Welt gerechtfertigt, wendete er nun alles an, um die Gunst der Königin zu erlangen. Er kannte ihre schwache Seite, die öftere Geldnoth, in der sie befangen war, und benutzte eine solche Gelegenheit, sich ihr gefällig zu bezeigen, und ihr gegen Verpfändung der Stadt Barth in Pommeren eine bedeutende Summe vorzuleihen. Dieß sowohl wie auch seine übrigen wirklich liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften erwarben ihm auch bald genug die Zuneigung der Königin dergestalt, daß sie ihn nicht nur gegen alle Anforderungen Dänemarks in Schutz nahm, sondern ihn sogar in den Grafenstand erhob.

So lebte denn Ulesfeld lange Zeit in Ruhe und großen Ehren zu Stockholm, erlangte einen bedeutenden Einfluß auf die Königin, und wußte ihn auch bei ihrem Nachfolger, dem König Karl Gustav, zu behaupten. Er begleitete diesen auf seinem kühnen Zuge im Kriege gegen Dänemark über das Eis nach Fünen und Seeland, und gewährte ihm hier durch seine Kenntniß dieses Landes gar große Vortheile, während er zugleich des schändlichsten Triumphs genoß, hierdurch an seinem Vaterlande Rache nehmen zu können. Der König von Schweden erwählte ihn denn auch nach beendigtrem Feldzuge von seiner Seite zum Friedens-Kommissarius, und übertrug ihm den Abschluß des Rothschilbischen Vertrags, wobei es Ulesfeld dahin zu bringen wußte, daß in diesem Vertrage seine eigene Sicherheit ganz besonders mit ausbedungen wurde. Sechs Monate waren jedoch kaum verstrichen, als man diesen Frieden aufs Neue brach, und die freigereichen Schweden sogar Kopenhagen belagerten. Hier aber verließ Ulesfeld plötzlich das Heer, denn man hatte ihm während hinterbracht, daß weil der Rothschilbische Vertrag gebrochen, und also auch seine Sicherheit nicht fürder bedingt sey, die Dänen alles dran zu setzen beschloßen hätten,

og aller
mitten
schreck-
er blieb
„Ull-
ch!“
Ruhe
en über
Königin
inischer
begab,
nd den
n Ursa-
ante er
schein-
er nun
angen.
e Geld-
ste eine
eigen,
arth in
leihen.
irtlich
en er-
ng der
gegen
nahat,
rhob.
Ruhe
einen
wusste
g Karl
en auf
emark
, und
dieses
gleich
durch
nnen.
denn
Seite
g ihm
rage,
, daß
t ganz
Mo-
man
e sieg-
erten.
denn
g weil
d also
t sey,
itten,



seiner habhaft zu werden, und ihn als einen Landesverrätther zu bestrafen. Er zog sich deshalb eilig nach Schonen zurück, wo er in Sicherheit den Ausgang des Krieges abzuwarten gedachte.

Der unerwartete Tod seines Beschützers, des Königs von Schweden, setzte ihn jedoch in große Verlegenheit, zumal ihm dessen Nachfolger nicht eben gewogen schien, und da er nun auch zugleich die lauter werdenden Vorwürfe seiner Gattin, der es in Schweden nicht gefiel, und die seine Flucht aus ihrem Vaterlande für um so unbesonnener hielt, je weniger sie den eigentlichen Grund davon begreifen konnte, nicht länger zu überhören vermochte; so faßte er den kühnen Entschluß, sein Heil noch einmal in Dänemark zu versuchen, nachdem er den König dort durch ein großes Bagesstück mit sich wieder versöhnt haben werde.

Deshalb bemühte er sich, den Dänen das Land Schonen durch Verrätherei in die Hände zu spielen, und war schon nahe am Gelingen seines Planes, als dieser plötzlich durch einen Mönch verrathen wurde. Viele der Mitverschwornen verloren auf der Stelle das Leben, Ulfeld aber ward in den Kerker geworfen, wo ihm förmlich der Prozeß gemacht werden sollte. Von hier entkam er zwar durch Bestechung, warf sich bei Nachtzeit in ein Boot, und gelangte auf demselben in Kopenhagen an, fand aber daselbst eine üble Aufnahme, denn der Reichsrath ließ ihn und seine Gemahlin ohne weiteres nach der Insel Bornholm zu strenger Haft abführen.

Nur erst als der König von Dänemark alleinherrschend erklärt worden war, suchten Ulfelds Freunde sich für ihn zu verwenden, und wußten ihn endlich auch wirklich und dergestalt mit dem König auszuföhnen, daß Ulfeld nicht allein wieder nach Kopenhagen zurückkommen, dort gebührende Abbitte thun und den Eid der Treue aufs Neue ablegen durfte, sondern ihn auch der König in alle seine frühern Würden wieder einsetzen, und ihm zu Ehren ein kostbares Gastmahl anstellen ließ.

So stand der große Verbrecher wieder auf dem Gipfel der Ehre, und sein verblendeter König, an dessen Seite er saß, feierte selbst das Fest seiner Wiedereinsetzung. Wer hätte nicht glauben sollen, Ulfeld werde seine ganze Geisteskraft anstrengen um einer so großen Auszeichnung zu entsprechen. Aber nein, stumm, in sich gelehrt, mit verstörtem Gesichte und blasser Stirne saß er da, nicht achtend auf die Glückwünsche der

Anwesenden, denn unter dem zahlreich hinzuströmenden Volke stand der Mönch, der ihn von ferne den Ring Dina's vorhielt. In seinem Palaste, den ihm die Gnade des Königs wieder zurückgegeben hatte, floh ihn der Schlaf, denn mitten in der Nacht, so sehr er sich verwahrt hatte, hörte er das gespenstige Klopfen an seiner Thüre. Gesah dies wirklich, oder war es nur das Hirngespinnst seiner Einbildung — genug, es überfiel ihn mit neuem Grausen, und trieb ihn abermals fort. Ulfeld bat den König um Urlaub nach Holland, indem er vorgab, seine dort zurückgelassenen Sachen selbst abholen zu wollen.

Weil er nun aber, ohne irgend eine Entschuldigung, gar lange Zeit über den erhaltenen Urlaub ausblieb, so sendete ihm der König endlich den Obersten Fuchs mit der Vollmacht nach, ihn entweder im Guten oder mit Gewalt zurückzuführen. Dieser Oberst Fuchs war gerade zu der Zeit, als Ulfeld auf Bornholm in gefänglicher Haft gefessen, Kommandant dieser Festung gewesen, und hatte den Gefangenen hart und streng gehalten, zumal er oft bei ihm geheime Vorbereitungen zur Flucht entdeckte. Ulfeld konnte ihm dieß nie verzeihen, und benutzte jetzt gierig die Gelegenheit zur Rache. Er nahm den Obersten zwar freundlich auf, versprach auch ihm ungesäumt nach Dänemark folgen zu wollen, ließ ihn aber, als er Abends von ihm nach seiner Herberge zurückging, auf der Straße überfallen und niederstoßen.

Um sich nun den Anschein völliger Schuldlosigkeit zu geben, eilte Ulfeld selbst dem Könige von Dänemark diesen Mord schriftlich zu berichten, unterließ dabei nicht auf den Thäter zu schelten, und den Samen zu hinlänglichem Verdacht auf Andere auszustreuen, sein langes Ausbleiben aber mit dringenden Familiengeschäften bestmöglichst zu entschuldigen, wozu ihm der Tod seiner seit Kurzem gestorbenen Gemahlin genügsame Gelegenheit gab.

Die Wittve des Obersten Fuchs klagte aber den Reichshofmeister selbst wegen des Mordes ihres Gemahls an, und wußte hinlänglich glaubhafte Zeugen herbeizuschaffen, die Ulfelds ältesten Sohn unter den Mördern erkannt hatten. Diese Beschuldigung gab zu einer neuen ernstlichen Untersuchung gegen ihn in Kopenhagen Anlaß, worin auch seine frühern Prozesse ohne Schonung wieder aufgenommen wurden. Das gegen ihn ausgesprochene harte Urtheil zeigt, daß man ihn schwerer Verbrechen schuldig befunden haben müsse, denn er ward für einen

Beleid
des B
Lodes
eulang
zogen
und K
von no
des M
dem er
Füßen
Strätt
Schar
Ulf
Sicher
mäch
lacht
König
wende
um d
Verfor
des K
längen
ihm e
und e
er sei
leute,
auf d
in der
Ei
zürch
Nähe
voche
nicht
Ruhe
ihn a
wieri
genet
allein
wiede
war
ten
nend
war
wied
den k
W
Thü
gäng
nich
ich h
D
einer
wenn
zu fi

Belehiger der Majestät, für einen Verräther des Vaterlands erklärt, und die ihm zuerkannte Todesstrafe, weil er selbst abwesend und nicht zu erlangen war, an seinem Conterfei dergestalt vollzogen, daß es, nach abgehauener rechten Hand und Kopfe, geviertheilt wurde. Die Stücke davon nagelte der Henker theils an dem obern Saale des Hofgerichts, theils auf dem Walle an, nachdem er das gräßlich Ulfeldsche Wappenschild mit Füßen getreten und zerbrochen hatte. Auf der Stätte seines niedergerissenen Palasts ward eine Schandsäule zum Gedächtniß aufgerichtet.

Ulfeld, der mit seinen großen Schätzen in Sicherheit war, würde vielleicht über diese ohnmächtige, ihn selbst nicht erreichende Rache gelacht haben, hätte er nicht erfahren, daß der König im Geheim seinen ganzen Einfluß anwende, ihn selbst in seine Gewalt zu bekommen, um das ausgesprochene Urtheil auch an seiner Person wirklich vollziehen zu lassen. Da er nun des Königs Beharrlichkeit kannte, und vor seinem langen Arm sich nirgends sicher glaubte, so blieb ihm endlich nichts übrig, als mit seinen Söhnen und einer Tochter nach Basel zu fliehen, allwo er seine Kinder für reiche niederländische Edelleute, und sich für ihren Erzieher ausgab, und auf diese Weise lange Zeit geheim und unerkannt in der Schweiz im Ueberflusse lebte.

Einst aber gerieth einer seiner Söhne mit einem zürchischen Hauptmann in Streit, und in der Hitze des Wortwechfels, auf seinen Grafentitel pochend, verrieth er seinen Namen. Dieß vernichtete abermals des Vaters mühsam erlangte Ruhe; Todesangst vor der Verfolgung ergriff ihn aufs neue, und warf ihn sogar auf ein langwierig's Krankenlager. Als er nun, fast wieder genesen, eines Abends sich mit seiner Tochter allein zu Hause besand, vernahm er ein leises wiederholtes Klopfen an der Thüre. Die Tochter war eben beschäftigt, ihm einen Trank zu bereiten, daher denn Ulfeld selbst öffnete, vermeinend, der Arzt komme ihn zu besuchen. Aber es war Dina's Mörder, der Mönch, der ihn endlich wiedergefunden und jetzt vor ihm stand, um ihm den blutverrosteten Ring entgegen zu halten.

Mit einem Schrei des Entsetzens schlug er die Thür vor ihm zu, verschloß zitternd alle Eingänge, und konnte gegen die erschrockene Tochter nichts hervorbringen als: „Ich bin verrathen! ich bin verrathen!“

Die Söhne kehrten erst spät in der Nacht von einem lustigen Gelage zurück und erstaunten nicht wenig, ihren Vater in einer solchen Stimmung zu finden. Sie mußten ihm zu Willen seyn, und

noch in derselben Nacht ein Fahrzeug bedingen, auf welchem er mit Anbruch des Tages den Rhein hinunter schiffen, und so seinen Feinden entfliehen wollte. Es geschah, wie er befohlen. Nur die Tochter durfte ihn begleiten, die Söhne aber sollten erst späterhin nachkommen, wenn es ihm gelungen seyn würde, eine sichere Freistadt aufzufinden. In der Dämmerung des nächsten Morgens ward der kranke Mann in das Schiff getragen, und mit Betten fest verdeckt in die kleine Kajütte gelegt. Als die Sonne aufstieg, hatten sie Basel schon weit im Rücken.

Die Tochter war neben dem schlummernden Vater ebenfalls vor Ermattung eingeschlafen, ward aber durch einen Angstschrei wieder aufgeschreckt, und erblickte am Bette des Vaters einen Mönch, der ihr sagte, Ulfeld sey so eben verschieden. Und so war es denn auch; erst als der Mönch seinen Schwur erfüllt, hatte ihn der unerbittliche Richter abgerufen. Er war todt.

In der Nähe des Städtchens Neuburg, welches den Schiffenden jetzt gegenüber lag, brachten sie den Leichnam in ein Kloster. Hierher kamen, auf erhaltene Nachricht, auch die Söhne herbei, um die Kleinodien welche Ulfeld bei sich trug, in Empfang zu nehmen. Nur einen mit schwarzen Rossflecken bedeckten Ring, den sie früher niemals bei ihm gesehen hatten, welcher ihm aber jetzt am Finger steckte, ließen sie dem Todten. Aus Furcht, daß man dem Leichnam des Geächteten noch Schmach zufügen möchte, führten sie ihn jedoch mit sich fort, und sollen ihn unter einem Baum auf dem Felde heimlich begraben haben.

Welch' ein lehrreiches Beispiel, wie manchmal schon auf dieser Welt die Vergeltung den Verbrecher ereilt, und wie er mitten im Ueberflusse von Angst und Gewissensbissen gefoltert, keiner frohen Stunde genießt.

Die offene Handthür.

Nichts ist ungerechter und abgeschmackter als einer ganzen Nation einen gewissen Charakter zuzuschreiben, als wenn alle einzelnen Menschen dieser Nation eben diesen und keinen andern hätten.

Ich kenne Normänder, die alle Proceße verabscheuen, und eher Unrecht dulden, als sich dagegen durch eine gerichtliche Klage zu verwahren. Ich kenne Gasconner, die nie prahlen und stets die Wahrheit sagen; Champagner, die sehr geistreich, und Bretagner, die von Jedermanns Meinung sind.

Man spricht viel vom deutschen Plegma. Ich glaube aber, daß es unter den Deutschen so gut hitzige, jähzornige Menschen gibt als phlegmatische; doch müßte man nicht viele Züge von den Deutschen zu erzählen haben, wie diesen den ich Euch mittheilen will, um das Vorurtheil des deutschen Plegmas zu bekräftigen.

Die Geschichte ist schon ein wenig alt, sie trug sich zu der Zeit zu als Napoleon mit seiner Armee Wien besetzt hielt.

Ein östreichischer Bauer hatte sich so eben neben seine Frau zu Bette gelegt, als er sich erinnert, daß die Hausthür noch unverschlossen sey. Er gebietet seiner Frau aufzustehen und sie zu verschließen. Die Frau will nicht, es war sehr kalt, und sie sollte das warme Bett verlassen! Darüber entsteht ein ehelicher Zank — Steh du auf, am Mann ist's aufzustehen, nicht an der Frau. — Nein, am Weib ist's die Thür zu verschließen. — Kurz, da keines nachgeben will, wird unter ihnen bedungen, daß wer von beiden das erste Wort spricht, aufstehen müsse.

Nun bleiben beide stumm. Ueberdieß geht ein Wachtmeister von den Jägern der Kaisergarde, der von einem Spaziergang nach Wien zurückkehrte, vor dem Hause vorbei, und da er eine offene Thür sieht, tritt er ohne weiters hinein. Unse Soldaten pflegten nicht mit den Einwohnern der Länder, die sie als Sieger besetzten, viele Umstände zu machen. Es war noch ziemlich weit nach Wien, und dem Wachtmeister war's recht ein wenig auszuruhen.

Er tritt in eine finstere Kammer; aber bei der Ofenbelle, wo noch einige Kohlen klinken, erblickt er auf einem Tische Brod, Käß und Bier. Der Unteroffizier setzt sich dazu, und läßt sich's schmecken, als wenn er auf der Feldwache wäre. Als er sich mit Speis und Trank erquickt hatte, wollte er doch auch wissen wem er dieses Abendbrod zu verdanken habe; mit vorgehaltenen Händen tappt er im Zimmer herum, die Thür zu der Nebenkammer suchend. Er stoßt bald mit dem Knie an etwas hartes an, fühlt mit den Händen, daß es ein Bett ist, und daß Jemand in diesem Bette liegt.

Bald wird er auch gewahr, daß dieser Jemand von einem Geschlechte ist, dem die Unteroffiziere gar nicht abgeneigt sind; und weil die liegende Person sich nicht rührt, und kein Wörtchen spricht um abzuwehren, schnallt er seinen Säbel los, zieht Stiefel und Rock aus, und huschet neben die geduldige Schäferin ins Bett. Dort streckt er sich und macht ein Schläfschen.

Wie lang er geblieben weiß ich nicht, die Zeit

vergeht schnell wenn man schläft. Endlich erwacht er doch, besinnt sich, daß es Zeit seyn müsse, nach der Kaserne zurückzukehren; er steigt auf, zieht sich wieder an und geht.

Kaum ist er fort, gibt die Frau ihrem Mann einen tüchtigen Stoß in die Rippen, mit den Worten: „Du Hasefuß, wie hast du leiden können, daß vor deiner Nase ein Fremder sich neben mich ins Bett lege? — Frau, erwiederte der Mann ganz ruhig, du hast zuerst geredet, an dir ist's nun auch die Thür zu schließen.“

Das Mordnest am Peipus-See.

(Mit einer Abbildung.)

Ich reisete in Geschäftsangelegenheiten vom Sädtdchen Walk zurück nach Riga. Es war Winter und die Schneebahn gut. Alsdann ist es ein Vergnügen, in einem kleinen leichten Schlitten sich selbst zu führen, und den Kutscher in einem ähnlichen hinten nachfahren zu lassen. Ich hatte bereits mehrere Meilen zurückgelegt, als eines Abends ein heftiges Schneegestöber eintrat, das in der Dunkelheit der Nacht uns vom rechten Weg entfernte. So irrten wir mehrere Stunden, ohne einen Ausweg oder eine gastliche Wohnung zu finden, umher, als endlich, vom Schneelicht erhellet, sich später eine zeigte, die uns aber kein Gasthaus, sondern die Wohnung eines Privatmannes zu seyn schien. Wir klopfen an und wurden von einem Manne in mittlern Jahren freundlich bewillkommt. Ich erzählte ihm meine Verlegenheit und bat ihn, mir für die Nacht ein Obdach bei sich zu gönnen. Mit vieler Zuverlässigkeit traf er sogleich alle Anstalten, mich vor dem ungestümen Wetter zu sichern, führte mich in seine Wohnung und empfahl mich der Pflege der Gattin. Sie schien voll der größten Herzlichkeit und Theilnahme zur Abhelfung jeder meiner Bedürfnisse bereit, und ich hatte alle Ursache, der Vorsehung zu danken, die mich hieher führte. Bald war ich bei den lieben Menschen wie zu Hause. Ich befand mich in einer Meierei eines nahe gelegenen bedeutenden Gutes, und mein freundlicher Wirth ward der Pächter desselben. Unter angenehmen Gesprächen vergieng der lange Abend. Sich meines ausgestandenen Ungemachs erinnernd, erzählte er mir beim Abendbrode eine ähnliche Geschichte, die ihn selbst vor mehreren Jahren begegnet war, und ihn auf die wunderbarste Weise mit seiner gegenwärtigen Gattin zusammengebracht hatte. Ich war ganz Ohr, und wiederhole hier dieselbe, wie er mir sie mittheilte.

Er war früher der Geschäftsführer eines russischen Edelmannes gewesen, dessen Besitzungen in Weiß-Rußland, an dem rechten Ufer der Düna lagen, und mußte eine ziemlich weite Reise in die Gegend von Narwa unternehmen. Zu diesem Ende gieng er, um einen Umweg zu ersparen, über den gefrorenen Peipus-See, der die Grenze zwischen Liefland und dem eigentlichen Rußland bildet. Dieser See, der von bedeutender Länge ist, wird während des Frostes in verschiedenen Richtungen durchkreuzt, am meisten aber seiner Hauptlänge nach: und der Erwerbseiß der Rußen ist bedacht, den Reisenden die Fahrt auf der Eisfläche zu erleichtern, indem Baraken in gewissen Stationen auf demselben erbaut sind, in denen man Aufnahme und Bequemlichkeit findet. Daß aber öfters bei diesen scheinbaren Wohlthätigkeitsanstalten Heimtücke und Verrath auf den Reisenden lauern, ist nur allzuoft erwiesen worden, und wird durch die nachstehende Erzählung noch mehr bestätigt.

Es war ein dunkler Winterabend, als der brave Mann in einem kleinen leichten Schlitten, sich selbst fahrend, den See erreichte. Ein heftiges Schneegestöber machte dem sonst so Mühseligkeiten und Strapazen gewöhnten jungen Reisenden die Fahrt unerträglich, und er wünschte nichts sehnlicher, als eine von den Hütten zu erreichen, um Schutz vor dem schneidenden kalten Winde auf der Eisfläche und dem ungestümmen Wetter zu finden. Der Weg wurde immer mühseliger und beschwerlicher für das Pferd, denn das zunehmende Schneegestöber ließ keine Bahn mehr sehen. Keuchend konnte das arme Pferd nur Schritt vor Schritt weiter schreiten, und der Führer wartete voll Mäßmuth und Ungeduld nebenher im tiefen Schnee. Endlich schienen sie einen gebahnten Weg zu betreten; Pferd und Führer athmeten leichter; noch immer aber wollte sich ihnen kein Obdach darbieten, auf das sie doch beide so sehnlich harrten. Das Wetter tobte fort, eine heftige Kälte trat ein, und alle Schrecken einer nordischen Winternacht schienen sich zu vereinigen, den armen Reisenden in die miszanthropische Stimmung zu versetzen. Doch als er und sein Thier, vor Ermattung unterliegend, kaum mehr sich bewegen konnten, erreichte er endlich zu seiner großen Freude eine auf das Eis erbaute hölzernen Baracke.

Halb ertoren trat er in die düstere, mattenleuchtete Wohnung. Er traf Niemand an, als den Wirth, der sich ziemlich dienstfertig bezeugte, sein Pferd unterbringen half, das Feuer in dem Ofen ansachte und seinen Gast befragte, was er

sonst noch zu seiner Bequemlichkeit thun könne. Dieser hat zuvörderst, ihm sein Gepäck, seine doppelläufige geladene Flinte und den Säbel zu bringen, nothwendige Bedürfnisse, ohne welche man in Rußland keine Reise, sie sey auch noch so unbedeutend, antreten darf. Der Wirth lächelte und versicherte, daß er sich in seinem Hause für ganz sicher halten könne, erfüllte jedoch den erhaltenen Auftrag. Diesem folgte der Wunsch, ein gutes Abendbrod und ein Nachtlager zu erhalten. Die Wirthin versprach es zu besorgen. Während dessen hatte sich ein kleines Mädchen von zwar dürftigen doch angenehmen Neußern im Zimmer eingefunden, und bei dem Ofen Platz genommen. Kaum bemerkte sie der Reisende, so gieng er zu ihr hin, und befragte sie um Verschriebenes, die Kleiße aber blieb schüchtern und stumm.

Die völlige Abgeschlossenheit von der Hauptstraße, das Alleinseyn in einer ärmlichen Baracke, die düstere, unfreundliche Nacht, der Mangel an Unterhaltung, dieß alles setzte den Reisenden in eine unruhige, unbehagliche Stimmung, und es stiegen Ahnungen in ihm auf, denen er aber kein Gehör zu geben, und sie als Mann muthig zu bekämpfen suchte. Er gienge, seine Pfeife schmauchend, auf und ab, und tändelte bisweilen mit dem Kinde, dem seine Liebkosungen um so mehr wohl zu thun schienen, als es wahrscheinlich hierin nicht verwöhnt war.

Jetzt wurde das Abendessen aufgetragen, das aus Sauerkraut, Schweinefleisch und Pfannkuchen bestand. Der Wirth wünschte guten Appetit, und entfernte sich wieder, um, wie er sagte, seinem lieben Gaste ein weiches Lager oben im Gastzimmer zu bereiten. Dieser dankte freundlich und suchte von den aufgesetzten Speisen zu kosten; allein die frühere Eßlust schien sich ganz verloren zu haben. Das schwächterne Mädchen war noch immer seine Gesellschafterin. Er zog es freundlich zu sich und gab ihm einige Stücke von dem Kuchen, die von dem Mädchen mit Heißhunger und sichtbarem Wohlbehagen verzehrt wurden. Selbst das Band seiner Zunge hing an sich dadurch zu lösen, und ihm die Wangen streichelnd, sagte es, sich nach allen Seiten schüchtern umsehend, leise zu ihm: „Lieber Mann, du gibst mir Kuchen und mußt doch sterben!“ Entsetzen sträubte das Haar des Reisenden. Er war eben im Begriff das Kind näher über die furchtbaren räthselhaften Worte zu befragen, als die Thüre aufging und der Wirth eintret. Dieser wunderte sich sehr, daß es seinem Gaste nicht schmecken wollte. Jetzt bemerkte er das Mädchen, und

ließ sie zornig aus dem Zimmer gehen, denn es sey Zeit sich schlafen zu legen, und die Pflegermutter harre ihrer. Stillweinend entfernte sie sich.

Schon war es gegen Mitternacht. Der Sturm hatte sich gelegt, die Wolkenmasse sich zertheilt und eine schöne Winternacht war eingetreten. Der Reisende hatte sich mit dem Wirthe in ein Gespräch eingelassen; doch dieser mahnte ihn, sich zur Ruhe zu begeben, ging mit dem Lichte und dem Gepäcke voran und der Gast folgte ihm mit Bangigkeit im Herzen nach. Ein kleines nicht sehr warmes Zimmer nahm ihn auf. Jener wünschte ihm gute Nacht und empfahl sich.

Jetzt hatte der Reisende erst Masse über die räthselhaften Worte des Kindes nachzudenken. Er ging eine Möglichkeit nach der andern durch; daß er etwas zu befürchten habe und daß er unter Mördern sey, schien ihm beinahe gewiß. Er überlegte mit Fassung und Geistesgegenwart das Mißliche seiner Lage. Guter Rath war hier theuer. Seinen Weg in der Nacht fortzusetzen, durfte er nicht wagen, da dieses ihn verrathen und seinen Untergang beschleunigt haben würde. Das Resultat seines Hin- und Hersinnens war, daß er die Nacht zu durchwachen und sein Leben theuer zu verkaufen sich vornahm. Auch verfiel er auf folgende List.

Er verschloß mit vielem Geräusche die Thüre, verstopfte das Schlüsselloch jedoch nur leicht, und löschte das Licht aus, denn der Mond schien hell genug in das Zimmer. Er machte aus einigen Kissen des Bettes eine menschenähnliche Figur, der er seinen Pelz anzog, seine Mütze aufsetzte und sie ins Bett legte. Er selbst untersuchte seine schon geladene doppeläufige Flinte, und stellte sich beim Fen hinter die Thüre, die im Aufgehen ihn den Augen des Eintretenden entziehen mußte. So harrete er mit pochendem Herzen auf den Ausgang der Sache eine ziemliche Zeit, und glaubte schon seine Furcht sey ungegründet, und das Kind habe ihn in seiner Emsalt getäuscht, als ein Geräusch auf der Treppe ihm die höchste Aufmerksamkeit und Vorsicht gebot. Leise schienen sich einige Personen der Thüre zu nähern.

Man horchte. Ein Hauptschlüssel öffnete nun leise die Thüre, die ganz offen blieb und den Reisenden völlig dem Blicke des Wirthes entzog, der, während sein Begleiter mit einer geladenen Flinte sich dem Bette näherte und in einiger Entfernung stehen blieb. Er legte auf die im Bette liegende Figur an, drückte ab, und — stürzte selbst durch einen zweiten Schuß von hinten getroffen, den der Reisende nach ihm that, und

der ihn nicht verfehlte, zu Boden. (Siehe die Abbildung.) Ein schmerzvolles Stöhnen bezeichnete das Hinsinken des Mörders.

Beim zweiten so unerwarteten Schusse entfloß der Begleiter des Wirthes, ein feiler Knecht. Der Aberglaube beschleunigte vermuthlich seine Flucht; er mußte meinen mit Kobolden und Teufeln zu thun zu haben. Diese Furcht theilte er wahrscheinlich dem unten harrenden Weibe mit, denn beide wurden miteinander unsichtbar. Der Reisende glaubte sich dennoch nicht außer Gefahr. Er verrammelte, nachdem der Mordgebülde die Treppe hinuntergestolpert war, die Thüre von innen, und brachte so die Nacht in Gesellschaft des Leichnams zu, da er sich nicht getraute, das Stübchen zu verlassen. So wartete er, voll Dankes gegen den göttlichen Beschützer seines Lebens, den Tag ab, und zum Glück erschien mit diesem eine Anzahl russischer Fuhrleute, die er aus dem Fenster um Hülfe anrief. Sie machten Halt, und eilten zu seiner Rettung herbei, fanden aber Niemand in dem untern Theile des Hauses. Bald war er aus seiner peinlichen Lage befreit.

Er erzählte die Geschichte seiner angstvoll überstandenen Nacht, die Art und Weise wie er sich geholfen habe, und zeigte ihnen den Leichnam. Am meisten bedauerte er, seine kleine Lebensretterin nicht mehr vorzufinden. Sie stellten hierauf gemeinschaftliche Nachstellungen an, entdeckten Mehreres, was sie auf die Vermuthung schon früher verübten Mordthaten brachte, und, zur großen Freude des Geretteten, auch das arme Kind, das sie zitternd und halb erfroren hinter einem Haufen Heu hervorzogen. Voll Dankbarkeit schloß er das Mädchen in seine Arme, versprach ihr, sie mit sich zu nehmen, und Vatersstelle an ihr zu vertreten. Ermuntert durch das freundliche Benehmen des Mannes; und da sie hörte, es seyen ihre grausamen Pflege-Eltern nicht mehr da, erzählte sie manche Gräueltat, und zeigte eine im Winkel des Hofes befindliche Oeffnung im Eise, worin die Gemordeten in den See versenkt worden waren. Sie selbst gab sich als die unglückliche Tochter eines solchen Gemordeten an, und rührte die Herzen Aller durch ihre Unschuld und ihre Thränen. Voll Hoffnung, Liebe und Dankbarkeit schmiegte sie sich an ihren Versorger an.

Die Fuhrleute zerstörten das Mordnest zur Warnung für andere Reisende bis auf den Grund, der Leichnam wurde an die nächste Polizeibehörde überliefert, wo der Reisende die genaue Anzeige des ganzen Vorfalles schriftlich niederlegte. Er ließ das Kind, seine Mutterin,

Siehe die
bezeich-

entflo
chr. Der
Klucht;
afeln zu
r wahr-
it, wenn
Der Mei-
Gefahr.
hülle die
üre' von
Vellischaf
ate, das
oll Dan-
Lebens,
t diesem
aus dem
alt, und
ber Nie-
s. Bald

off über-
e er sich
ichnam.
denöret-
hierauf
tdeckten
g schon
nd, zur
s arme
a hinter
ankbar-
re, ver-
Waters-
ch das
d da sie
-Eltern
nelt hat,
ündliche
in den
gab sich
en Ges-
r durch
ffnung,
n ihren

est zur
uf den
ste Vor-
nde die
risilich
etterin,



bis zu seiner Zurückkunft von Narwa an diesem Orte, beendigte glücklich seine Geschäfte, und nahm sie dann mit sich nach seiner Heimath, wo er ihr eine gute Erziehung geben ließ und väterlich für sie sorgte. Nie erlosch das Gefühl der Dankbarkeit in seinem Herzen; und da er sie später immer näher kennen lernte, ein gutes Herz, Talente und alle Anlagen zu einer guten Hausfrau bei ihr fand, wählte er sie zu seiner Lebensgefährtin. Dankbarkeit, Liebe und Achtung waren die Stützen ihres häuslichen Glücks. Nicht ohne Bewunderung erkennt man an ihnen die seltsamen Wege, auf denen die göttliche Vorsehung zuweilen die Sterblichen leitet.

Die Eisenbahnen.

(Mit einer großen Abbildung.)

Da man gegenwärtig auch in Frankreich und anderwärts ernstlich beflissen ist, Eisenbahnen anzulegen, deren man sich schon eine geraume Zeit in England bedient, so wird es unsern Lesern lieb seyn, hier etwas Ausführliches über dieß neue Bewegungsmittel von Lasten und Menschen zu finden.

Die Eisenbahnen oder Eisenwege sind nicht etwa Wege, die in ihrer ganzen Breite mit Eisenplatten bedeckt sind, wie mancher geglaubt haben mag, sondern es sind zwei eiserne Geleise, auf welchen die ebenfalls eisernen Räder des Fuhrwerks sich äußerst leicht fortbewegen. Etwas vorstehende Ränder an den Geleisen oder den Rädern selbst hindern, daß diese die Eisenbahnen nicht verlassen können.

Die Eisenbahnen sind von verschiedener Einrichtung, je nachdem auf denselben die Wagen durch Pferde oder Dampfmachines fortbewegt werden.

Wo Pferde angespannt werden sollen, ist die gewöhnliche Einrichtung der Eisenbahnen folgende: Vor allem wird ein zwölf Fuß breiter, einzig hierfür bestimmter Weg gebahnt, und so eben und mit so wenig Krümmungen als nur immer möglich hergerichtet. Wo zu hohe Stellen sind, müssen diese daher wo möglich durchschnitten und einzelne tiefe Stellen ausgefüllt oder mit einer Brücke versehen werden. Auf diesem Wege laufen, 7 Fuß von einander entfernt, zwei Schienen von Gußeisen, zwischen welchen die Pferde gehen. Diese Eisenschienen, von 3 zu 3 Fuß durch eine Unterlage unterstüzt, sind aus einzelnen Stücken von 15 Fuß Länge zusammengesetzt, welche im Querdurchschnitt die Form eines T

haben; sie bilden also eigentlich zwei miteinander verbundene Schienen, eine flach liegende und eine, zur Unterstützung darunter befindliche, auf der Kante stehende. Die obere flach liegende ist 2 Zoll breit und 1 1/2 Zoll dick, die untere ist 1 Zoll dick, und da, wo sie auf den Untersagen ruht, 2 Zoll hoch. In der Mitte der Entfernung der Untersagen werden die auf der Kante stehenden Schienen nach unten stärker, und messen 5 Zoll, damit sie auch da, wo sie nicht aufliegen, desto sicherer eine schwere Last tragen können. Diese Schienen ruhen zunächst auf viereckigen Trägern von Gußeisen, 4 Zoll breit, 8 Zoll lang und 6 Zoll hoch. Diese Träger haben oben 1 Zoll tiefe Einschnitte, in denen die darüber hinlaufenden Schienen mit 1/4tels Zoll dicken eisern Bolzen befestigt werden. Unter den eisernen Trägern, fest auf der Erde, befinden sich viereckige, 6 Zoll hohe, 18 Zoll breite und eben so lange Sockeln, welche Löcher haben, in denen dann die eisernen Träger mittelst zweier Zapfen festgemacht sind.

Um auch auf den Eisenbahnen den entgegenkommenden Fuhrern ausweichen zu können, sind hin und wieder 30 bis 100 Fuß lange Nebenbahnen angebracht, in welche dadurch eingelenkt wird, daß man einige Schienenstücke, die zu dem Ende beweglich sind, in die Richtung der Nebenbahn bringt, in gleicher Art wird dann von der Nebenbahn nach der Hauptbahn eingelenkt. Wo die Eisenbahn über eine Chaussée kreuzend hinaus geht, sind die Eisenschienen so tief eingegraben, daß sie nur ohngefähr 1 Zoll hoch über die Fahrbahn der Chaussée hervorragten und kaum dazu dienen, die Wagen in der gehörigen Richtung nach der auf der andern Seite der Chaussée wieder fortlaufenden Eisenbahn zu halten. Sie dürfen nicht höher liegen, weil sie sonst für das auf der Chaussée passirende Fuhrwerk hinderlich wären. An den übrigen Stellen ragen sie 2 bis 6 Zoll über den Weg hervor.

Die Lastwagen für die Eisenbahnen haben die Größe gewöhnlicher Leiterwagen; die Räder sind von Gußeisen, 4 Fuß hoch, und am Rande, der 4 Zoll breit ist, mit einer 1/2 Zoll tiefen und 2 Zoll weiten Furche versehen, welche genau auf die Eisenschienen paßt. Ein Pferd zieht von solchen Wagen auf ebener Bahn, je nach der Schwere der Ladung, 3 bis 5, und wo die Bahn etwas abwärts geht, auch doppelt so viel. Die Wagen sind mit kurzen Ketten an einander verbunden.

Die Eisenbahnen, auf denen die Wagen durch Dampfmachines gezogen werden, sind auf ähnliche Art, wie die obenbezeichneten, eingerichtet, nur daß, um auf die meistens viel größere Länge

der Bahn an Terrain zu sparen, die Schienen näher, nämlich bis auf 5 Fuß aneinander liegen, wogegen aber auch die 8 Fuß langen und 5 Fuß hohen Wagen so viel schmaler sind. Diese Bahnen ziehen auch nicht selten über steile Abhänge, und da der Dampfswagen, dessen Kraft nur auf beinahe ebene Bahnen berechnet ist, die angehängten Wagen an solchen Stellen nicht hinauf ziehen kann, so wird am Fuße des Abhanges ein 4 Zoll dickes Seil angehängt, das bis auf die Höhe geht und sich oben um einen, durch eine daselbst befindliche Dampfmaschine in Bewegung gesetzten, großen Haspel aufwindet, und so auf diese Weise die Wagen hinauf zieht. In der Mitte dieser Eisenbahnen sind von 10 zu 10 Fuß 5 Zoll dicke und 3 Fuß lange hölzerne Rollen angebracht damit das Seil auf denselben aufliegt, und so durch das Hinziehen auf der rauhen Erde keinen Schaden leidet. Geht ein schwerer Transport an steilen Abhängen hinunter, so wird das auf dem Haspel aufgewundene Seil an den letzten Wagen befestigt, und mittelst einer an den Haspel angebrachten Sperre in der Art zurückgehalten, daß die beladenen Wagen nicht zu sehr in Schuß kommen.

Die Dampfswagen, welche auf solchen Bahnen angewendet werden, sind 9 Fuß lang und 7 Fuß hoch. Ihre 4 Räder sind von Gußeisen und so groß wie die der übrigen auf der Bahn gehenden Wagen. Unten in dem Dampfswagen ist der Feuerherd mit einem Kofte angebracht, auf welchem von einem Arbeiter, der auf dem Weiwagen sitzt, beständig das Feuer unterhalten wird. Entgegengekehrt von dieser Einföhrung, am andern Ende, zieht der Rauch durch ein 9 Zoll weites und 10 Fuß hohes Kamin heraus. Ueber dem Herd liegen gewöhnlich eine Anzahl Röhren, ganz vom Feuer umgeben, in welches sich das durch eine Pumpe eingeführt werdende Wasser sogleich in Dämpfe verwandelt und abwechselnd in die beiden oben auf der Maschine befindlichen Druckcylinder steigt. Diese Druckcylinder sind 6 bis 9 Zoll weit, und treiben, mittelst der an der Maschine angebrachten Anrückungen, abwechselnd zwei 8 Fuß lange, aufrecht stehende Stangen, 1 bis 1 1/2 Fuß hoch, auf und nieder. An diesen Stangen sind am obern Ende, mittelst eines Gewerbes, zwei andere Stangen angebracht, welche bis auf die an zwei Rädern angebrachten Kurbeln herunter steigen und so diese, gleich dem Rad eines Spinnrades, in Bewegung setzen. Damit nun die beiden, durch die Maschine in Bewegung gesetzten Räder auf der Eisenbahn nicht ausgleiten, sondern einen festen Stützpunkt erhalten,

stehen auf der Seite 2 Zoll breite und 2 1/2 Zoll hohe Zähne hervor, welche in ähnliche Zähne eingreifen, die an der äußern Seite der einen von beiden Eisenschienen, welche die Bahn bilden, noch besonders angegossen sind.

Die Pumpe, welche das Wasser in die Röhren treibt, wird von der Dampfmaschine ebenfalls in Bewegung gesetzt. Zuweilen treiben die auf- und niedergehenden Stangen nicht unmittelbar die auf der Bahn gehenden Räder, sondern zunächst ein in der Mitte zwischen beiden Seitenrädern, jedoch etwas höher angebrachtes 8 Fuß weites Rad, welches mit seinen Zähnen in die Zähne eines nur anderthalb Fuß weiten Rades eingreift, und dieses dadurch in sehr schnelle Umdrehung setzt. Das kleine Rad ist an das gezahnte Wagenrad zur Seite angegossen, und nimmt dieses daher in seiner Umdrehung mit sich fort. Hierdurch läßt sich die große Geschwindigkeit erklären, mit welcher manche Dampfswagen laufen.* Diese Dampfswagen, so wie die angehängten Lastwagen, haben feststehende Axen, konnen daher nicht leicht umgedreht werden, der Dampfswagen kann aber durch eine kleine Anrückung einzelner Maschinenstücke eben so wohl rückwärts wie vorwärts geführt, oder auch ganz stille gestellt werden.

Unter den in England bis jetzt bestehenden Eisenbahnen ist die zwischen Liverpool und Manchester die merkwürdigste.

Der Abfahrtspunkt zu Liverpool befindet sich unter der Erde. Hier ist nämlich der Weg eine Strecke von einer guten halben Stunde lang, in einer Höhe von 16 und einer Breite von 22 Fuß durch einen Felsen gehauen, und bildet also einen unabsehbar langen Stollen. Der Fremde, welcher dieses prächtige und anscheinend endlose Gewölbe zum erstenmal betrachtet, kann sich des Ersauerns nicht erwehren. Erwägt man dessen Länge und die Gefahren und Schwierigkeiten, welche dessen Ausführung zu überwinden nöthig machte, so muß man zugeben, daß das Genie und die Beharrlichkeit des Menschen hier einen ausgezeichneten Triumph errungen haben. Die Arbeiter mußten nämlich den Fels mit Pulver sprengen, ihn mit der Steinhau und dem Hammer zu hauen, den bröckeligen Sand vorsichtig wegschaffen und von einer Strecke zur andern die Decke stützen, bis das gemauerte Gewölbe eine dauerhafte Unterstüzung bildete. Oft wurden sie durch

* Bei einem öffentlich angestellten Versuch, hat ein Dampfswagen, ohne angehängte Fracht, in einer Stunde 30 englische Meilen (13 Stunden Wegs) zurückgelegt.

hereinbrechende Wasser gehindert; diese mußten durch Dampfmaschinen wieder weggeschafft werden, und so dauerte die Arbeit unter unsäglichen Schwierigkeiten über ein Jahr lang Tag und Nacht fort, ehe man es dahin bringen konnte, den Gang von einem Ende bis zum andern zu öffnen.

Der Boden des unterirdischen Weges ist mit festgestarrtem trockenem Sande bedeckt; die Wände sind geweißt und haben ein freundliches Aussehen, und da die Luft frei circulirt, so fühlt man keine Bedängnisung beim Atmen. Beim Weiterfahren gewahrt man an dem dunnym Rollen von Wagen über dem Kopfe, daß man sich unter einigen der lebhaftesten Straßen von Liverpool fortbewegt. Bei hellem Wetter kann man eine Viertelstunde von der Oeffnung lesen, an trübem Tagen aber wird das Gewölbe mit Gasflammen erleuchtet, und bietet dann einen unbeschreiblich prächtigen Anblick dar. Da der Wag sanft abwärts geht, so rollen die Wagen mit solcher Geschwindigkeit in den eisernen Gleisen hinab, daß sie denselben in 3 Minuten zurücklegen können. So wie der Reisende aus dem Stollen kommt, langt er bei dem großen Plateau bei Edge Hill an. Es ist dieß ein großer viereckiger Platz von 150 Fuß Länge, an dessen beiden Enden sich unbewegliche Dampfmaschinen befinden, welche die Wagen mit Hilfe der Thauen bis auf die Höhe der geneigten Ebene ziehen. Hier bemerkt man eine gewisse Strecke des offenen Wegs, welcher sich auf einer genau horizontalen Fläche allmählig links krümmt; die Straße ist beträchtlich breit, und in der Mitte zieht sich die doppelte Eisenbahn hin. Nun gelangt man in einen künstlich gehauenen Hohlweg und nach und nach unter 5 schönen Brücken von einem Bogen, hindurch in eine furchtbar tiefe Schlucht, über deren senkrechten Seiten man nur einen schmalen Streifen des blauen Himmels erblickt. Hi-rauf führt die Straße über einen Morast hin, den man mit Hauschutt ausfüllen mußte, nach Chatmoß, wo sie sich beträchtlich erweitert, und mit doppelt so viel Weisen als früher, eine Strecke weit über eine 22 Bogen lange Brücke fortläuft, bis sie ihr Ziel an einer großen Steinkohlenniederlage unweit Manchester erreicht. Auf der andern Seite der Steinkohlenmagazine, wo die Wagen abgeladen werden, befindet sich ein geräumiges Gebäude nach griechischem Geschmack, an welchem die Reisenden abtreten, oder sich zur Abfahrt versammeln.

Unsere Vorstellung stellt die am 15. September 1830 stattgefundene feierliche Eröffnung der

Eisenbahn von Liverpool bis Manchester dar, im Augenblick wo der Zug der Dampfswagen das Ziel bei Manchester erreicht. Der Herzog von Wellington und viele ausgezeichnete Männer Englands wohnten derselben bei. Für den Herzog, Sir Robert Peel, Hra. Huskisson u. war ein Prachtwagen eingerichtet; sieben andere Wagen transportirten den Rest der Gesellschaft; jeder Wagen wurde von einer Dampfmaschine gezogen. Der Zug setzte sich in Bewegung und legte die Distanz bis Parkside, 17 Meilen von Liverpool, binnen 56 Minuten unter dem Beifall aller Theilnehmer zurück. Dort hielt man an, um Wasser einzunehmen und daselbst machte ein Unglücksfall dem Feste ein Ende. Der Herzog sprach mit Huskisson, welcher sich mit mehreren andern Herren neben seinem Wagen befand. Mählich sieht man auf der Nebenbahn eine Maschine herankommen; Alles ruft, man solle geschwind einsteigen; aber Huskisson beeilt sich nicht genug und wird, indem er sich zwischen der Maschine und der offenen Thüre des Wagens befindet, von der erstern ergriffen und niedergedrückt; das linke Bein kam dabei auf das Gleis zu liegen und wurde zerquetscht. Er lebte nur noch wenige Stunden. Da sehr ernstliche Folgen daraus hätten entstehen können, wenn man die Erwartung der zu Manchester versammelten ungeheuern Menschenmasse getäuscht hätte, so setzte der Herzog die Reise fort, welche ohne weiteres Unglück vollendet wurde.

Mein Verfolger.

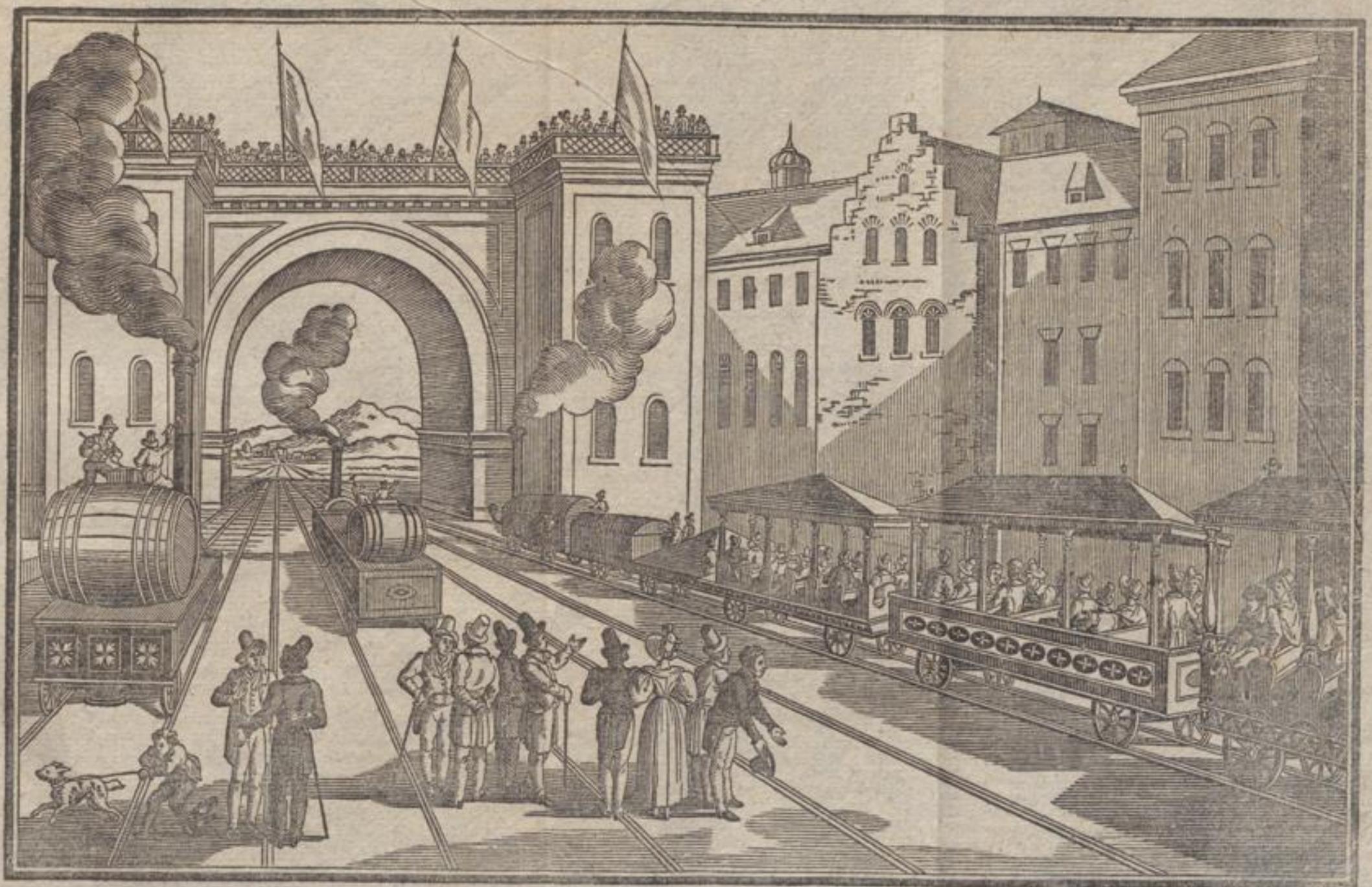
Seit drei Wochen folgt er mir überall auf dem Fuße. Ich habe ihn zwar schon angetroffen, aber nie war er so unverschämt, so zudringlich. Nun, ich bin nicht spröde, ich kann es wohl leiden, daß man mir manchmal begegnet; aber dieser treibt es auch gar zu arg; ich mag ihm ausweichen wie ich will, er geht mir immer nach, verfolgt mich Schritt für Schritt. Doch bin ich ihm nichts schuldig; ich habe ihn auch noch nie aufgemuntert, nie ein Sterbenswörtchen mit ihm gesprochen, nie an ihn gedacht, als um ihn zu vermischen.

Weil er von hoher Herkunft ist, glaubt er wunder welche Ehre er mir anthut, wenn er sich zu mir herabläßt. Schönen Dank für die Gunst! als wenn ich nicht wüßte, daß er noch vielen andern überläßig ist. Hilft nichts, ich kann ihm nicht entgehen. Gehe ich Morgens zur Arbeit, so paßt er schon an der Hausthüre auf mich;

war, im
en hab
eg von
Kammer
en Her
ne, war
re Wa
; jeder
gen.
ie die
erpool,
r Theil
Wasser
glück
sch mit
ändern
Möglich
ine her
ind ein
ug und
ne und
von der
r Wein
rde zer
tunden.
entste
der zu
nschar
geg die
ollam

auf dem
n, aber
Nan,
en, daß
er treibt
den wie
st mich
nches
gemein
gefpro
zu ver

aubt er
er sich
Ganz!
viele
ann ihm
Arbeit,
mich;



komme ich Abends zurück, so begleitet er mich wieder bis nach Hause. Diele ich das Fenster nicht stets verschlossen, der Freche dränge das durch bis in meine Schlafkammer.

Und doch ist er frostiger Natur.

Wie oft hat er mich nicht verhindert einen notwendigen Gang zu thun! wie oft mich von einem Spaziergang abgehalten! denn wenn er da ist, so komme ich von ihm nicht los, ich mag mich geberden wie ich will; er hängt sich mir an den Arm, berührt meine Kleider, meine Fersen, und besudelt mich mit seinem Schmutz, daß ich vor Zorn heulen möchte.

— Um Gotteswillen, Tochter, wie verzeihst du dich! wen meinst du denn?

— Wen anders, Mutter, als den vermaledeiten Regen, der schon seit drei Wochen anhält.

Die Hexenjagd.

(Eine eingeleitete Geschichte.)

Nein, das hätte der Hinkende Vore nicht vermuthet, daß, nachdem er schon 26 Jahre gegen Gespenster- und Hexenglauben predigt, in unserm sonst so aufgeklärten Elsaß es noch Leute gebe, die sich durch solchen Unsinn betören lassen, und jede ihnen nicht gerade begreifliche Begebenheit einem Gespensterspuk, oder einem Hexentritt zuschreiben. Folgender Vorfall, der sich im Juni 1833 in einem gewissen Dorfe, nicht weit von Straßburg, zugetragen, beweist wie tief auf dem Lande der Hexenglaube noch eingewurzelt ist, und ich möchte nicht schwören, daß selbst diejenigen, die bei dieser Gelegenheit eine so gute Lehre erhalten haben, davon geheilt worden sind.

Doch laßt uns die Geschichte ohne weitere Einleitung erzählen. Wie gesagt, im jüngstverflossenen Juni, hielt in einem benachbarten Dorfe ein junger Stadtbürger eine Güterversteigerung, wobei die Bürger des Orts, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, sich sehr belustigten. Mehrere von ihnen verweilten bis tief in die Nacht bei der Kanne und der Pfeife; mit ihnen der bemeldete Herr. Unter andern Gesprächen kam auch die Rede auf Gespenster- und Hexengeschichten. Da wußte jeder eine zu erzählen. Die Gesellschaft war ganz Ohr; die Gläser ruhten ungeteert, und die Pfeifen erloschen. Der Wirth nahm auch Theil an dem Gespräche, und klagte, daß auch er von Hexen geplagt sey, denn — Welch ein starker Beweis! — seit fünf Jahren gaben seine Kühe nur wenig Milch. Alle stimm-

ten bei, das könne nicht natürlich zugehen; er müsse böse Leute um sich haben, die ihm übel wollend ihr Spiel in seinem Stalle trieben.

Möglich entstand im Hofe ein kleines Geräusch, und auf einmal ward die Gesellschaft still, einer sah den andern an. Höret, höret! gieng die Rede, was ist draussen? was ist im Hofe? Der Wirth sprang auf, eilte zur Thür hinaus, sein Bruodter folgte nach, sie durchschauten, durchlauschten bedenklich alle Winkel des Hofes, sie hörten ein leises Gewinsel, und gleich darauf sahen sie etwas lebendiges über den Hof dem Thore zuwallen.

Die Hexe! die Hexe! rief der Wirth. Der Starke erblaßte, kalt überließ ihm den Rücken hinunter: ein Duzend besudelte Männer, dachte er, wären mir nichts, aber eine Hexe!... Doch, über den so lange ihm zugefügten Schaden erboßt, sagte er Muth, eilte ihr nach, fiel sie an, und — stürzte dahin. — Eßig! Eßig! riefen die zu Hülfe kommenden, aber der Wirth raffte sich wieder auf; kein Spaß — waren seine ersten Worte — kein Spaß ist's sich an eine Hexe zu wagen. Nur ihr nach! nur nach! Wo ist sie hin? Ist sie auf dem Besen oder auf den Hüben davon, das kann ich nicht sagen, nur das weiß ich, daß sie mir gewaltig über das Gesicht gefahren ist. — Ist dem Stalle zu, um zu sehen was dort vorgefallen. — Wie sie hinein kommen, sich, da ist die eine Kuh in der Kette verwickelt. — Da haben wir's! O der verdammten Hexe! — Nun aber wollen wir zu ihr ins Haus gehen, ich habe sie erkannt, oder ich müßte mich stark geirrt haben. — Wird man uns aber hineinlassen? es ist erst zwei Uhr. Laßt uns den Vorfall dem Maire zu wissen thun, und mit seiner Erlaubniß sehen ob dieses Weib, die versuchte Hexe, zu Hause ist.

Der Maire, nicht wenig verwundert über den frühen Besuch, erklärte, das Gesuch erlaube nicht in ein Haus einzubringen, bevor die Glocke den Tag angekündigt habe. — Also sollten sie noch zwei ganze Stunden warten, eine Ewigkeit für ihre Ungeduld. Nun besprachen sie sich, den Glockenläuter zu überreden, die Betglocke eine Stunde früher anzuziehen; — so, dachten sie, kommen wir bald hinter die Sache. — Wer nur ein wenig in Hexengeschichten erfahren ist, weiß ja, daß wenn eine Hexe sich verspätigt, und beim Schall der Betglocke noch in den Lüften schwebt, sie augenblicklich herunter stürzt, was ohne Artz- oder Weindruck nicht abläuft, und dann ist sie schon genug verrathen. — Ist sie aber daheim, so wird man bei der Untersuchung bald

marken wo es gilt. — Man sieht wie pfiffig die Hexenjäger ihren Plan angelegt hatten.

Die Glocke erscholl, mit jedem Streich stieg die Aufmerksamkeit der Hexenbanner. — Sieh da! erst einmal kommt ein Mann, naß und mit Kotz besudelt daher und geht mühsam mit taumelnden Schritten dem Hexenbause zu. — Ah da! das ist ja ihr Mann, der ist auch beim Hexentanz gewesen, den hat der Schall der Glocke gestört. — Der Anführer dieser beherzten Hexenbanner stellt einige Fragen an ihn; allein seine stammelnde Zunge vermag nur unverständliche Schimpfworte zu erwidern, und seine wankenden Füße schienen jeden Augenblick ihm ihre Dienste zu versagen. Ist es Bestürzung sich verrathen zu sehen? Ist es der Schmerz vom Falle? (so meinten es die Hexenbanner.)

Nein, liebe Leser, er hatte in einem benachbarten Dorfe die Nacht im Wirthshause zugebracht, und war mit schwerem Kopf über behauete Felder und moralige Gräben gesolpert.

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten,

Welche sich vom 15ten Juli 1832 bis auf den 1sten Juli 1833 zugetragen haben:

Seit unsrer letzten Uebersicht sind im holländisch-belgischen Handel keine neue Protokolle mehr abgefaßt worden. Die Unzulänglichkeit dieser Untersuchungen einsehend, beschloffen Frankreich und England wirksamere Maßregeln zu ergreifen; die drei übrigen Mächte, Oestreich nemlich, Preußen und Rußland erklärten, an Gewaltschritten keinen Antheil nehmen zu wollen; worauf denn die Konferenz sich trennte.

Nun verstanden sich Frankreich und England, den halsstarrigen König Wilhelm zu gleicher Zeit zur See und zu Land anzugreifen. Ein französisches Geschwader lief aus, und stieß zu einem englischen, um gemeinschaftlich die Küsten Hollands zu blockiren, und alle Schiffe dieser Nation, denen man begegnen würde, zu kappern; auch wurde in den Häfen Englands und Frankreichs auf die dort anwesenden holländischen Schiffe ein Embargo gelegt. Das heißt, sie wurden provisorisch in Verwahr genommen und ihre Ladung sequestriert.

Zu Lande übernahm Frankreich das Geschäft allein, das darin bestand, die den Belgiern zugehörte, von den Holländern aber noch besetzte,

Nun nahm aber der Aufzug eine andere Wendung: seine Frau, die vermeinte Hexe, bisher in Kengsten auf ihren Mann harrend, hört seine Stimme, öffnet das Fenster und bricht in folgenden Worten über den Trunkenbold aus: „Kommst du einmal? Wo wird dein Saufen und noch hinführen? Deine Kinder und mich an den Bettelstab. — Ach! wenn ich nur hexen könnte, wie diese hier es meinen, wie wollte ich alle Lumpenhäuser zum Lande hinaudheren! Dich suchte ich diese Nacht horchend am Fenster des Wirthshauses zum N. Da fallen alle über mich los, und sagen, ich habe gehirt — was? das weiß ich nicht. Ich konnte mich anders nicht retten, als dadurch daß ich dem Wirth die Augen zerkrachte. — Der Wirth schauete mit seinem zerrissenen Gesichte nach einem andern Wege und trollte sich mit seinen Begleitern auf und davon; ihre Nasen hätte man mit der Elle ausmessen können.“

Citabelle Antwerpens zu belagern und wozu nehmen.

Gerne wollte ich Euch das Tagebuch dieser in jedem Betracht merkwürdigen, jetzt aber schon ziemlich vergessenen Belagerung geben, wenn sie uns nur auch ein Bißchen Nutzen gebracht hätte. Man sagt, es geschähe nichts Neues mehr unter der Sonne: da gab's aber Nagelneues, Uners hörtes, wovon uns weder die alte noch die neuere Geschichte ein Beispiel aufweist: man beschloß sich nemlich gegenseitig mit scharfgeladenen Geschützen, Kanonen, Haubitzen und Mörsern, ohne wirklich gegeneinander im Kriege begriffen zu seyn; es war nur eine mouss coërcitive, zu deutsch Zwangsmäßregel, weiter nichts.

Der Marschall Gerard, welcher die Expedition kommandirte, forderte den holländischen Kommandanten der Citabelle, General Chassé, auf, zur Verhütung unnöthigen Blutvergießens, die Festung freiwillig zu übergeben. Eine nichtsbedeutende Formalität, die allen Belagerungen vorangeht, und gemeinlich eben so viel nützt, als eine Petition an die Kammern. Der General Chassé gab eine Antwort, wie man sie, besonders